

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

17. Kapitel.

Die alte Josepha sah mit einem Strichstrumpf am Fenster des Kinderzimmers, als Margarete die Tür öffnete. Ein Aufatmen beglückender Erleichterung hob die Brust des jungen Mädchens, als sie das Bett des Kindes leer sah.

„Guten Tag, Josepha! Da bin ich wieder. — Wo ist Dita?“

Die Alte ließ ihren Strumpf sinken und drehte den Kopf. „Sie ist mit der Baronesse spazieren gegangen. Vor einer Stunde schon. Ich wundere mich, daß sie noch nicht zurück sind. Es wird ja schon dunkel.“

„Und Sie fürchten nicht, daß sie krank werden könnte?“
„Krank? Nein! Als ich hier oben mit ihr zu Mittag aß, war sie ganz lebhaft. Nicht, daß ich sagen möchte, sie wäre vergnügt gewesen — das nicht. Aber gesprochen hat sie beinahe mehr als sonst. Lauter närrisches Zeug.“

Margarete, die in ihrem Zimmer hastig Hut und Mantel abgelegt hatte, trat wieder auf die Schwelle der Verbindungstür. „Närrisches Zeug, sagen Sie? Wovon hat sie denn gesprochen?“

„Von dem See — immer nur von dem See. Man sollt' es nicht für möglich halten, wie der dem Kinde im Kopfe steckt. Ich mußt' ihr wieder die Geschichte vom Hermann Kuballe erzählen, die sie doch nun schon beinahe besser weiß wie ich selber. Und dann wollte sie durchaus wissen, wie es unter dem Eis aussieht. Seitdem sie mal ein Bild von einer Eisgrotte gesehen hat, stellt sie sich das nämlich schöner vor als irgendwas auf der Welt.“

„Sie haben ihr das doch hoffentlich ausgerebet, Josepha? Es ist nicht gut, solche Vorstellungen in der Phantasie eines Kindes bestehen zu lassen.“

„Warum denn nicht, Fräulein? Eigentlich gibt es im Leben doch überhaupt nichts Schöneres als das, was wir uns im Kopfe ausmalen, und man kommt immer noch zu früh dahinter, daß es bloß Einbildungen waren.“

„Und wenn ihr nun eines Tages wie einst ihrem Vater in kindischer Neugier der Einsfall käme, sich auf das Eis des Badelsees zu wagen?“

„Ach, damit hat's keine Gefahr. Der kommt nie wieder zum Stehen.“

„Er ist schon zum Stehen gekommen, Josepha! Seit vorgestern bereits. Der Kutscher hat mir's vorhin als Neuigkeit erzählt.“

Die Alte schien betroffen wie von einer unvermuteten Schreckenskunde. Sie faltete über ihrem Strichstrumpf die Hände und ließ den Kopf sinken. „Alle guten Geister mögen über diesem Hause sein. Amen!“

„Was sagen Sie da, Josepha? Was soll das heißen?“
„Sie sind noch jung, Fräulein — und die jungen Leute von heutzutage haben nicht mehr den richtigen Glauben. Wenn Sie erst mal erlebt haben, was ich erlebt habe, werden Sie wohl auch anders darüber denken.“

„Es wäre also von übler Vorbedeutung, wenn der Badelsee gefriert?“

„Es ist noch immer Jammer und Unglück über Klein-Eltzbach gekommen, wenn es geschah. Das soll schon in der Familienchronik zu lesen sein, wie der alte Baron sagte — damals, als der Kuballe ertrunken war.“

Margarete konnte die Angst nicht mehr meistern, die ihr jetzt wie ein Abdruck auf der Brust lag. „Wäre nur Dita erst wieder da!“ sagte sie beklommen. „Es fängt bereits an zu dunkeln, und die Abendluft schadet ihr immer.“

„Da kommt das gnädige Fräulein mit dem Herrn Baron,“ berichtete die Alte, die ihr Gesicht zum Fenster gewendet hatte. „Aber Dietlinde ist nicht dabei.“

Auch Margarete war an das Fenster geritt. Sie sah, wie sich Bardeleben vor dem Bortal des Herrenhauses mit einem Händedruck von Jadwiga verabschiedete, um in der Richtung nach dem Wirtschaftshofe weiterzugehen, während die Baronesse das Haus betrat.

Ohne ein Wort zu sprechen, eilte Margarete hinaus und die Treppe hinab. Sie traf auf Jadwiga, als diese eben im Begriff war, im Vorraum des Wohnzimmer's ihre Belzmütze und ihr Falet abzuliegen. Ohne Gruß und ohne jede Anrede fragte sie mit fliegendem Atem: „Wo ist Dita? Josepha sagt doch, sie wäre mit Ihnen gegangen.“

Mit einer Gebärde hochmütigen Erstaunens hatte die Baronesse den Kopf erhoben. „Sie haben eine etwas sonderbare Art, mich zu befragen, Fräulein! Dietlinde muß längst wieder im Schlosse sein. Sie hat um die Erlaubnis, vorausgehen zu dürfen, als ich im Park mit dem Herrn Baron zusammengetroffen war. Da sie nur noch die Allee hinunterzugehen brauchte, haben wir es ihr nicht verwehrt.“

„Aber sie ist nicht gekommen. Sie ist — o mein Gott — mein Gott! Nur das nicht — nur nicht das!“

Jetzt wich auch aus Jadwigas Wangen das Blut. „Was soll das heißen, Fräulein? Was fürchten Sie für das Kind?“

„Auf den See ist sie wahrscheinlich — auf das Eis. Rufen Sie den Baron — rufen Sie ihn auf der Stelle! Ich kann mich jetzt nicht damit aufhalten — ich muß fort.“

Sie kümmernte sich nicht darum, ob Jadwiga ihrer Weisung Folge leistete oder nicht. So, wie sie war, eilte sie in den kalten Winterabend hinaus, die endlos lange Park-Allee hinab.

Es war ein weiter Weg, und die schneidende Kälte packte sie bald. Aber sie wurde dessen kaum gewahr, die Erregung gab ihrem jungen Körper Kräfte, deren sie sich bis heute nie bewußt gewesen war. Die Schatten der Dunkelheit umhüllten sie dichter, als sie den Tannenhochwald mit seinen gedrängt stehenden Stämmen erreicht hatte, und hier, wo der gebahnte Weg aufhörte, bereitete der tiefe, knirschende

Schnee ihrem raschen Vorwärtskommen Hindernisse, die sie fast zur Verzweiflung brachten. Aber wie mühsam auch schon ihre Brust nach Atem rang, wie stürmisch auch ihr Herz klopfte, sie kämpfte sich doch weiter, und sie empfand es fast wie ein Wunder, als sie sich plötzlich am Rande des Waldes und an dem Seeufer sah.

Hier, über der weiten Fläche, lag noch eine matte Helligkeit. Margarete sah, daß der Spiegel des Sees zum großen Teil mit einer weißlichgrauen, milchfarbigen Eisdede überzogen war. Nur in der Nähe des jenseitigen Ufers gab es eine Menge unregelmäßig geformter, tiefschwarzer Stellen, die nichts anderes als offenes Wasser sein konnten.

Das junge Mädchen hatte sich mit beiden Händen an einem Baumstamm festhalten müssen, weil ihr nun, da der unsinnige Lauf sein Ende erreicht hatte, die Knie plötzlich den Dienst zu versagen drohten. Auch vor ihre Augen hatte sich nach dem ersten raschen Blick über den See wie ein stimmernder Schleier gelegt, und sie fürchtete, ohnmächtig zu werden. Nur eine verzweifelte Anstrengung des Willens half ihr über die bedrohliche Schwäche hinweg. Sie gewann die Herrschaft über sich zurück, und ihr Blick wurde wieder klar. Erst jetzt sah sie auch jetzt nichts anderes, als ihr Auge schon früher erkannt hatte, dann aber — wahrhaftig — dann erspähte sie, nur noch wenig von jenen unheimlichen schwarzen Löchern getrennt, etwas Dunkles, Bewegliches, das sich anscheinend sehr langsam vorwärts brachte. Mit aller Kraft ihrer Lungen rief sie in das Schweigen des sinkenden Tages hinein: „Dita! — Dita! — Warte auf mich! — Ich komme!“

Nieder den steilen, glatten Abhang des Seeufers glitt sie hinab, und über die fräuliche, tückische Fläche, unter der der Tod in seiner schauerlichsten Gestalt die eisigen Arme ausbreitete, stürzte sie dahin, immer und immer ihre lebenden Rufe wiederholend: „Dita — Lieblich! — Nicht weiter! — Ich komme ja zu dir — Ich komme!“

Das Kind hatte sie gehört, und es mußte auch ihre Stimme erkannt haben, denn es blieb zaudernd stehen. Und dann, als sie Margarete mit fliegenden Gewändern auf sich zusinken sah, machte sie mit einem Ausruf kehrt und lief ihr entgegen.

Margarete fühlte nicht, wie der Boden unter ihr knisterte und schwankte, als sie das Kind in die Arme schloß und an ihre Brust presste. Sie dachte überhaupt nicht mehr an das Vorhandensein einer Gefahr. Nun, da sie Dietlinde gefunden hatte, da sie den harten Körper umschlungen hielt und den Schlag des jungen Herzens spürte, waren Angst und Schrecken vergessen wie etwas nie Gesehenes, und unter Lachen und Köpfen fand sie beglückte, jubelnde Worte einer schrankenlosen Herzensfreude.

„Nun an sie geschmiegt, ließ Dietlinde den Sturm der Härlichkeit über sich ergehen. Als nun aber Margarete sie mit sich fortziehen wollte, dem fernem Ufer zu, stemmte sie sich dagegen. „Wenn du nicht bei mir bleibst,“ sagte sie, „gehe ich nie mehr nach Hause! Ich mag nicht allein bei der Tante bleiben und bei dem Papa.“

Ein seltsamer, unheimlicher Laut ging in diesem Moment über den See. Es war wie ein dumpfes Rollen und Krachen, und es kam nicht durch die Luft, sondern aus der Tiefe.

Jetzt verspürte Margarete deutlich die Bewegung der Eisdede unter ihren Füßen, die mit einem Male elastisch geworden schien wie ein Gummitteppich. Da riß sie das Kind wild an sich und raunte ihm ins Ohr: „Mein, ich gehe nicht fort. Ich bleibe bei dir — immer — immer! — Aber nun komm! Und bitte den lieben Gott, daß er uns helfe!“

Am Ufer, wo sie neben ihrem glücklich geborgenen Schützling ohnmächtig zusammengebrochen war, wurde Margarete von Bardeleben gefunden. Auch er hatte nicht gewartet, bis die von ihm zusammengerufenen Leute nach Voreil waren, auch er war wie ein Rasender durch den Wald und den Wald zum See gedrängt. Aber er hatte ihn doch erst erwischen können, als das Liebeswerk bereits vollbracht worden war. Die weinende Stimme seines Kindes hatte ihm den Weg zu der Stelle gewiesen, die er in der Dunkelheit sonst vielleicht nicht sogleich gefunden hätte. Er war neben der Bewußtlosen niedergetreten und hatte mit einigen raschen Fragen von Dietlinde erfahren, was sich zugetragen hatte. Wenige Minuten vor seiner Ankunft erst hatten die beiden das rettende Ufer erreicht, und es mußte fast wie ein Wunder erscheinen, daß es ihnen gelungen war, denn die Eisdede

hatte an diesen Stellen eine so geringe Stärke, daß Margaretes Stiefel völlig durchdrungen waren von dem unter ihren behenden Schritten aufquellenden Wasser.

Bardeleben riß seine pelzgefütterte Koppe herunter und hüllte, sie wie ein Kind aufrichtend, Margaretes Oberkörper darin ein. Ihren Kopf aber hielt er an seiner Brust und bemühte sich, durch sanftes Melken ihre eiskalten, bleichen Wangen zu erwärmen.

Unter dieser Berührung schlug Margarete die Augen auf. Ihr von dem Ohnmachtsanfall verwirrter Geist wußte sich nicht sogleich zurechtzufinden, und sie schaute mit großem, erstauntem Blick in das über sie geneigte Gesicht des Barons. Eine Empfindung unsäglich Wohlbehagens, ein nie gekanntes Glücksgefühl durchströmte ihren willenlos in seinen Armen ruhenden Körper, und sie würde sich der traumhaften Seligkeit dieses Augenblicks vielleicht noch länger hingeeben haben, wenn nicht der Klang seiner Stimme sie vollends in die Wirklichkeit zurückgeführt hätte.

Er fragte sie, wie sie sich fühle, fragte es in einem so weichen, zärtlichen, liebevollen Ton, wie sie ihn von den Lippen dieses Mannes wohl nimmer zu hören geglaubt hatte. Aber seine Worte hatten ihr vor allem mit voller Klarheit die Erinnerung geweckt an alles, was sie in der furchtbaren letzten Stunde erlebt.

So fand sie, indem sie sich mit einer ungestümen Bewegung aufrichtete, keine andere Erwidrerung als den angstvollen Ruf: „Dietlinde! — Wo ist Dietlinde?“

Sie drückte das Kind, das sich in ihre Arme geworfen, immer wieder an sich, und sie wollte nicht aufhören, es mit Lieblosungen zu überhäufeln.

Bardeleben stand daneben und zerkaute seinen Bart. In seinem Gesicht suchte es seltsam, während er unverwandt auf Margarete blickte; aber er hatte noch immer kein Wort des Dankes für das, was sie getan.

Ohne Weise ließ er sie gewähren, dann berührte er leicht ihre Schulter. „Glauben Sie sich wieder kräftig genug, Fräulein Dittmar, um mit meiner Unterstützung den Weg bis zum Schlosse zu machen?“

„Oh, mir ist ganz wohl. Aber Dita kann unmöglich die lange Strecke gehen.“

Er blickte sich um und hob das Kind auf seinen linken Arm, während er Margarete den rechten darreichte.

„Wollen Sie sich, bitte, auf mich stützen.“

„Ich danke, denn es ist wirklich nicht nötig. Ich kann sehr gut ohne Hilfe gehen.“

Die Erinnerung, daß sie an seiner Brust geruht, daß seine Hand sie gekostet hatte wie die Hand eines Liebenden, erfüllte sie jetzt plötzlich mit heißer Beschämung, und sie würde sich lieber mit dem Aufgebot ihrer letzten Kraft weitergeschleppt haben, als daß sie sich noch einmal in seinen Arm gehängt hätte.

Bardeleben drängte ihr denn auch seinen Beistand nicht weiter auf, und sie ging in einem kleinen Abstande hinter ihm am Seeufer hin, bis sie den in den Wald einbiegenden Weg erreicht hatten.

Ein paar hundert Schritte erst hatten sie auf ihm zurückgelegt, als ihnen die Knechte entgegenkamen, die mit der Last ihrer mitgeschleppten Leitern und Bretter keuchend durch den tiefen Schnee dahervarieten.

Es war ihnen anzumerken, wie zufrieden sie beim Anblick des Kindes darüber waren, ihr Leben nicht bei einem gefährlichen Rettungsversuche aufs Spiel setzen zu müssen. Eine Neugier der Freude aber oder etwas, das einem Glückwunsch ähnlich gesehen hätte, wurde nicht laut. In dem gewohnten Tone gab einer von ihnen Antwort auf die Fragen des Barons, indem er berichtete, daß sie nur deshalb so schnell hätten zur Stelle sein können, weil es ihnen möglich gewesen wäre, einen eben vom Vorwerk kommenden Postschlitten zu benutzen. Der Waldweg freilich sei für das Fahrzeug unbastbar gewesen, und sie hätten es darum am Partrand zurückgelassen.

„Es ist gut,“ sagte Bardeleben. „Ihr habt eure Schuldigkeit getan, Leute, und ich danke euch dafür. Das weitere wird sich morgen finden.“

Die Besohlen rückten stumm an ihren Mägen. Dann lehrte der ganze Zug zu der Stelle zurück, wo der mit zwei schwerfälligen Abergäulen bespannte Schlitten wartete, auf dem Dietlinde und Margarete Platz nehmen mußten. Der Baron schwang sich auf den Bretterstuhl neben dem Kutscher, und in dem flottesten Trab, der sich den schweren Wäulen abzwängen ließ, ging es zum Schlosse zurück.

Wieder trug Bardeleben sein zitterndes Kind auf den Armen, als er die Türe des Herrenhauses betrat. Die alte Josepha, die durcheinander weinte, lachte und sinnloses Zeug schwahte, bemühte sich vergebens, es ihm abzunehmen.

Da wurde eine Tür aufgerissen, und mit einem lauten Ausschrei stürzte Jadwiga auf ihren Vetter zu. Sie riß die Kleider an sich und bedeckte ihr Gesicht mit Händen, dann warf sie sich, noch immer weinend, mit leidenschaftlichem Ungeßüm an Bardelebens Brust. „Vergib mir, Harro, vergib mir! Schicke mich nicht fort, weil ich dein Kind so schlecht behütet habe! Laß mich bei dir bleiben, denn jetzt weiß ich, daß ich nirgends mehr leben kann als hier!“

Ihre Hände umklammerten ihn, und ihr schönes, tränenüberströmtes Gesicht war zu dem seinigen erhoben mit einem so sehnsüchtigen, hingebenden Ausdruck, wie nur heiße, selbstvergeßene, alle Schranken niederreißende Liebe ihn dem Antlitze eines Weibes aufzubringen vermag.

Harro von Bardeleben atmete schwer. Er umfaßte die Handgelenke der Aufgeregten und machte sich mit sanfter Gewalt aus ihrer Umarmung frei. Dann wandte er den Kopf gegen Margarete, die kaum drei Schritte von ihnen entfernt stand, noch mit der um ihren Oberkörper schlotternden Pelzjoppe des Gutsheern angetan.

„Gewiß sollst du bleiben, liebe Jadwiga — vorausgesetzt, daß auch Dietlindes Lebensretterin einwilligt, sich meinem Kinde zu erhalten. Ich hoffe, daß du nicht zögern wirst, sie darum zu bitten.“

Jadwiga machte eine Bewegung, als ob sie auf das junge Mädchen zueilien wollte.

Aber Margarete wußte es zu verhindern, indem sie ein wenig zurücktrat und mit ruhiger, fester Stimme sagte: „Es bedarf keiner Bitte, Herr Baron! — Wenn Sie damit einverstanden sind, will ich um Dietlindes willen gern auf Klein-Ellbach bleiben.“

Er ging auf sie zu und reichte ihr die Hand. Für einen Augenblick hatte sie die Empfindung, als ob er ihre Finger zwischen den seinigen zermalmen wollte, und sie fühlte das Wehen, das seine mächtige Gestalt durchzitterte. Aber er sprach kein Wort, und der Blick, dem ihr schwer Augenaufschlag begegnete, schnitt ihr mit seiner düsteren Traurigkeit in die Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Das „belgische Experiment.“

Aus Belgiens Geschichte und Schicksal.

Von Dr. Paul Vandaan.

„Das belgische Experiment“ — so pflegten der erste König der Belgier Leopold und sein kluger Freund und diplomatischer Helfer, Baron Stockmar, die Gründung dieses kleinen Königreiches zu nennen, das vor einem Dreivierteljahrhundert als ein künstliches Verlehenheitsgebilde geschaffen wurde und nun so plötzlich von einem einzigen Windstoß des deutschen Ansturms zusammenbricht. Von Anfang an ist diesem Staat, der ein Land ohne natürliche geographische Grenzen, eine in zwei Volkstämme gesaltene Nation ohne ein früheres selbständiges Dasein umschloß, der Untergang vorausgesagt worden, und nur dem außerordentlichen politischen Takt seiner ersten beiden Herrscher war es zuzuschreiben, daß sich diese Geburt der Not und des Zufalls so lange erhalten, ja eine blühende Entwicklung entfaltet hat. Man hatte sich endlich völlig gewöhnt an dies „Kissen“, das die Reibung zwischen Deutschland und Frankreich mildern sollte, nahm seine nicht geordnete, sondern gemachte, unorganische, fast widernatürliche Gestalt als notwendig hin und vergaß, daß dies Belgien nach einem guten Wort des Kulturpsychologen Hillebrand, „ein Kartenhaus war und blieb, so lange der Gegensatz zwischen Altfrankreich und Neudeutschland nicht ausgeglichen war.“ Und als dieser Gegensatz nun von neuem losbrach, da traf das belgische Kartenhaus der erste vernichtende Stoß. Die früheren Staatsmänner des Landes von Nothomb und de Neder an, hatten stets beobachtet, daß die leiseste Berührung genügt, um solch ein gebrechliches Gebilde umzuwerfen. Im Augenblick, wo die belgischen Politiker diese Vorsicht nicht mehr beobachteten, wo sie sich hineinziehen ließen in die zermalmende Mühle der Politik der Großmächte, da war es um das Land geschehen. Es ist interessant, gerade jetzt sich daran zu erinnern, auf wie schwachen Füßen der belgische Staat stets gestanden, wie ihn das geringste Abweichen von dem ihm vorgezeichneten Wege in den Abgrund stürzen mußte. Die Entstehung und Geschichte des Staates zeigen uns das in jedem Augenblick, in jedem Zug mit schlagender Deutlichkeit.

Das Königreich Belgien ist das erste neue Reich, das nach dem mühsam hergestellten Gleichgewicht von 1815 ins Dasein trat. Ein Kind der Juli-Revolution, wurde das neue Staatensystem zuerst sehr schlecht angesehen, wußte sich aber überraschend schnell durch-

zusetzen. Das Königreich der Niederlande, das nach der Niederwerfung aus Holland und den vor der Revolution von Habsburg beherrschten belgischen Provinzen geschaffen worden war, sollte Frankreich an seiner Nordostgrenze einen widerstandsfähigen Staat entgegensetzen. Aber diese Schöpfung erwies sich als nicht lebensfähig. Zwei Drittel des südlichen Teiles hatten zwar die gleiche niederdeutsche Volkssprache wie Holland bewahrt und würden sich wohl trotz des verschiedenen Glaubens, da sie der katholischen Lehre treu geblieben waren, zu einer Einheit verfaßt haben; der romanische Teil Belgiens aber, die wallonischen Provinzen, wollten sich nicht die holländische Sprache und das germanische Wesen aufdrängen lassen. Von ihnen ging der Brüsseler Aufstand aus, der der Juli-Revolution in Paris auf dem Fuße folgte und den Anfang der Loslösung Belgiens bedeutete. „Frankreich hoch! Tod den Holländern!“ Unter der Devise brach der Kampf los. Er war in seiner glücklichen Durchführung ein Sieg des romanischen Elementes, so wie diesem schon im 16. Jahrhundert die gewaltsame Trennung Belgiens vor der germanischen Reformation gelungen war, und diese französisch sprechenden Wallonen, obwohl an Zahl schwächer, erstarben nun während des Königreiches immer mehr und mehr und führten jene Hinüberneigung zu Frankreich ganz allmählich herbei, die für Belgien so verhängnisvoll geworden ist.

Das Geschick des aufständischen Belgiens wurde, zugleich mit dem des revolutionierenden Frankreich auf der Londoner Konferenz entschieden. Die Veruche des starrsinnigen holländischen Königs, die abtrünnigen Untertanen mit Wassergewalt sich zurückzugewinnen, nützte nichts. Zweimal trat Frankreich dazwischen und befreite das Land. Ueber die Grundlagen, auf denen die Existenz des neuen Staates aufgebaut werden sollte, konnte man sich lange nicht einigen, bis der staatsmännlich kluge Bülow, der Vertreter Preußens, schließlich „die ewige Neutralität“ für diesen „Staat nach Schweizer Muster“ vorschlug. Damit war die Lösung gefunden: mit seiner „Neutralität“ sollte Belgien stehen und fallen. Dann gab es noch ein langes Streiten und Feilschen um den Herrscher des neuen Reiches. Nachdem das holländische Königshaus von der Wahl ausgeschlossen war, scheiterte der Versuch des Königs Louis Philippe, seinen Sohn, den Herzog von Nemours, auf den Thron zu bringen, dadurch, daß die Londoner Konferenz allen Prinzen der fünf großen Dynastien den Weg zur belgischen Königskrone verbot. Nun konnte England seinen Kandidaten, den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, den Witwer der einzigen Tochter König Georgs IV., durchsetzen, und Frankreich wurde dadurch ausgesöhnt, daß der neue König eine Tochter Louis Philipps heiratete. Es dauerte noch einige Jahre, bis sich alle Staaten mit dieser Neuordnung abfanden und auch Holland sich zum Frieden zwingen ließ. Erst 1839 war der Staat Belgien fertig, wie er bis vor kurzem existiert. Leopold erwies sich als ein außerordentlich kluger, seine Ziele kraftvoll perspektivierender Politiker, der sich trotz der streng parlamentarischen Regierung des Landes einen großen Einfluß sicherte und mit klarem praktischem Blick die Grundlinien der einzig möglichen belgischen Politik zog.

Das A und O dieser Politik war das strenge Festhalten an der bei der Gründung aufgestellten Neutralität des Landes. Sie ergab sich notwendig aus der Lage des Staates, dessen Schwäche so zugleich seine Stärke wurde. Aufwallungen der Volksleidenschaft, die z. B. zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen Holland drängten, konnte die Regierung stets mit der Erklärung begegnen, daß Europa den Krieg nicht dulde; so hatte sich das „unartige Kind“ den Anordnungen der Großmächte zu fügen. In erster Linie mußte man gegen Frankreich auf der Hut sein, zumal seit Napoleon III. seine ehrgeizige Vormachtspolitik in Europa erfolgte. Man lehnte sich an England an, das gleichsam Patenselle bei der Gründung vertreten hatte und in dem Lande ein Bollwerk gegen französische Gefährde sah; aber auch Preußen verhielt sich freundlich, da es ihm einen Grenzschutz gegen den Erbfeind erwies. So war Belgien eine Existenz geschaffen, die zugleich seine Wohlfahrt und die Sicherheit der andern Staaten verbürgte. Belgien hielt sich an diese Aufgabe, nicht nur dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste nach. Schon 1837 klopfte Frankreich an und drängte zum Abschluß eines Zollvereins; Belgien lehnte entschieden ab. Bei dem drohenden Konflikt von 1840, als man in Paris wieder einmal nach der „Abeingrenze“ schrie, bewies das eben erst endgültig in die Staaten-gemeinschaft aufgenommene Belgien durch seine entschlossene Neutralität einen höchst beruhigenden Einfluß und König Leopold führte die übernommene Vermittlerrolle auf wirksamste durch. Acht Jahre später war Belgiens Haltung geradezu ausschlaggebend für Lamartine, der von der Revolution zu einem Raubzug gegen das Nachbarland gedrängt werden sollte. Und als 1855 Frankreich, ja selbst England den Staat zu einem Anknüpfungspunkt an das Bündnis der Westmächte zu überreden suchten, wies es jede Zumutung rundweg zurück.

Noch entschiedener hat es sich gegen die Inbringslichkeiten und die Annexionsversuche Napoleons III. gewehrt. Der Franzosenkaiser ließ deutlich durchblicken, daß er Belgien als Preis für die gelassene Einigung Deutschlands verlangte, wie man ihm Italiens Einigung mit der Abengrenze bezahlt hatte. Aber an der festen Haltung der belgischen Regierung scheiterten alle seine Gefährde. Bei den Anträgen eines gemeinsamen Zollvereins (1868), bei dem Streben Napoleons ein Kaby darauf, sich der belgischen Eisenbahnen zu bemächtigen und so eine strategische Waffe in Belgien zu gewinnen, stets machte das Brüsseler Kabinett ihm scharf

einen Strich durch die Rechnung. Selbst nicht zu einer Machtvermehrung, die den bestehenden Zustand gestört hätte, ließ es sich verleiten. Als der Kaiser während der Luxemburger Krise Belgien die Einverleibung Luxemburgs gegen die Abtretung der „kleinen Grenze“ an Frankreich vorzuschlagen ließ, weigerte sich die Regierung, eine Provinz wiederzunehmen, die sie einst so schweren Bergens herausgegeben hatte. Die härteste Probe aber bestand Belgien und seine Neutralität 1870. Die Versuche Frankreichs, in Belgien festen Fuß zu fassen, waren ja nur Vorichtsmaßregeln gewesen, sich für den bevorstehenden Zusammenstoß zu stärken. Nun war der Krieg da, den man seit 55 Jahren gesürchtet, und Belgien bewahrte seine Unabhängigkeit, hielt an seiner Südgrenze gute Wacht. Es zeigte im Verlauf des langen Kampfes gleiches Mitgefühl mit den Verwundeten beider Kriegführenden, ohne daß seine Gastfreundschaft für die Besiegten dem Sieger hätte verächtlich werden können. Der deutsche Reichskanzler sprach vielmehr Belgien nach dem Frieden die vollste Anerkennung für seine Haltung während des Krieges aus. Seit dieser Zeit war Belgien vor den „Einstechungsgelüsten“ des geschwächten Frankreich sicher, aber nun wandte sich die Angst vor einer Einmischung gegen das mächtige Deutschland, und dieser Gegensatz wurde noch verstärkt durch das Anwachsen des romanischen Einflusses.

Die beiden Volkstämme des kleinen Landes, **Flamen** und **Wallonen**, die ersteren ripuarische Franken rein germanischer Rasse, die letzteren romanisierte Gallier mit leichter germanischer Mischung, sind zwar im Laufe der Jahrhunderte nohdürftig zu einer Nation, eben der der „Belgier“, erwachsen und verwachsen, haben aber trotzdem „eine starke Verschiedenheit der Sitten, Bestrebungen, Denk- und Handlungsweise, ja des ganzen Charakters bewahrt“, wie ein Urteil des belgischen Historikers Vanderkindere lautet. Seit den ersten vergeblichen Versuchen, sich der Reformation anzuschließen, wurden die zahlreicheren Flamen in ihrer Entwicklung gehemmt, von ihren holländischen Sprach- und Stammesgenossen getrennt und erlagen in ihrer geistigen und politischen Vereinnahmung dem lebensvolleren romanischen Stamm, der sein Uebergewicht in der Gründung des belgischen Staates noch deutlicher offenbarte. Der Gegensatz zwischen den beiden Stämmen und die Unterdrückung des flämischen trat immer stärker hervor. Deshalb haben die Flamen doch ein feines Gefühl für die charakterlose Abtrünnigkeit eines Poeten, der sich ganz dem romanischen Wesen ergibt, und Maeterlinck, der für sein Franzosentum und seine Deutschentfremdung jüngst so große Worte fand, ist eine der am meisten gehähten Persönlichkeiten in Flandern. Auch ist in jüngster Zeit eine rein flämische, in flämischer Sprache sich ausdrückende Literatur entstanden, die ihr Volkstum hoch hält und so bedeutende Dichter, wie Stijn Streuvels, Cyrill Duvvse, Guido Gezelle, hervorgebracht hat. Aber sie ist nur eine Art Dialektbildung in der belgischen Literatur, die weit zurückstehen muß hinter der Bedeutung des französischen Schrifttums und der französischen Kultur.

Was belgische Kunst und Dichtung berühmt und groß gemacht hat, das war doch letzten Endes nur ein Ableger von Paris. Eine nationale Kultur hat Belgien ebenso wenig hervorgebracht wie eine einheitliche Nation. Das bewies zur Genüge der Streit um die „belgische Seele“, der gerade in den letzten Jahren entbrannte. Selbst die begrifflichsten Vertreter dieses „reinen Belgierstums“, Demonmier und Verhaeren, geben zu, daß es „seine künstlerischen Ausdrucksmittel von Frankreich entlehnen muß“. Eine große Umfrage der führenden belgischen Monatsschrift aber, an der sich alle bedeutenden Belgier beteiligten, kam zu dem Ergebnis, daß es eine „belgische Seele“ nicht gibt. Die tiefe unüberbrückbare Kluft zwischen den Wallonen und Flamen, die offene Feindschaft zwischen den beiden Stämmen, trat greller als je hervor, und während einige zugestanden, daß Belgien eine Vermittlerrolle zwischen Frankreich und Deutschland spielen könne, erniedrigten es andere, wie der einflußreiche Georges Deelhaed, einfach zur französischen Provinz. Und als „französische Provinz“ haben sich die führenden Kreise, das flämische Wesen vergewaltigend, leider in den letzten Jahren völlig gefühlt. Mit dieser schroffen Parteinarbeit waren die beiden Stützpunkte des belgischen Kartenhauses erschüttert: seine Neutralität und seine Nationalität. So wie das mühsam bewahrte Gleichgewicht der Kräfte aufhörte, mußte das durch 75 Jahre gemachte Experiment mißgelingen. Belgien, „die französische Provinz“, konnte nicht neutral bleiben. Belgien, das sich leidenschaftlich auf die Seite einer Großmächte-Gruppe stellte, untergrub selbst die Grundlage, auf der es geschaffen, auf der er gediehen war.

Prophezeiungen auf den Krieg 1914.

Um Prophezeiungen ist es ein eigen Ding: man mag darüber denken, wie man will, tatsächlich hat die Geschichte vielen Prophezeiungen recht gegeben, und so fehlt es auch nicht an Prophezeiungen auf den Krieg des Jahres 1914. Im Jahre 1829 ließ sich Wilhelm I., der erste Kaiser des neuen Deutschen Reichs, die Zukunft wahrfragen. Die Wahriagerin stellte eine merkwürdige Rechnung an: sie addierte zu der Jahreszahl 1829 die Summe der einzelnen Biffen dieser Zahl und kam so zu dem Jahre 1849, als dem ersten, in dem Kaiser Wilhelm zu den Waffen greifen werde. Von dem Jahre der Niederwerfung des babylonischen

Aufstandes ging sie auf die gleiche Art weiter. So kam sie durch Addition von 1849 plus 1 plus 8 plus 4 plus 9 zu dem Jahre 1871, in dem der Krieg gegen Frankreich abgeschlossen wurde und von 1871 durch Addition von 1 plus 8 plus 7 plus 1 zum Todesjahre des alten Kaisers, 1888. Sie erstirnte die Prophezeiung aber noch über das Lebensende Kaiser Wilhelms hinaus und kam durch die entsprechende Addition zu dem Jahre 1913, in dem sich Deutschland mit allen Kräften zu verteidigen hätte. Freilich kann man einwenden, daß wir jetzt 1914 schreiben und nicht 1913; dagegen muß man aber einräumen, daß die gegenwärtigen Ereignisse ihre entscheidenden Vorläufer im vergangenen Jahre gehabt haben. Was besonders das auslösende Ereignis des gegenwärtigen Weltkrieges angeht, so ist es mehrfach, unter anderem durch die Pariser Wahriagerin Frau von Thébès, vorausgesagt worden, und auch ein französischer Diplomat — darauf hat der Corriere vor etwa einem halben Jahre hingewiesen — hat bereits vor vielen Jahren dem Erzherzog Franz Ferdinand selbst wichtige Dinge vorausgesagt. Dieser Diplomat, Jules Mancini, war vor etwa zehn Jahren Sekretär der französischen Botschaft in Sofia. Aus Liebhaberei beschäftigte er sich mit Geheimwissenschaften und eines Tages bat ihn Franz Ferdinand, der damals in Sofia bei Hofe mit ihm zusammentraf, um eine Prophezeiung. Der Diplomat weisagte ihm damals Folgendes: Ich sehe Ihren Einfluß und Ihre Macht ständig größer werden. Andere Herrscher hören auf Ihre Stimme. . . Ihr Heer wird immer mächtiger. . . Das Jahr 1912 ist ein Hauptpunkt. . . Es hat den Gang eines Meteors. Franz Ferdinand lachte hierüber und meinte, mit dem Jahre 1912 habe es noch gute Weile. Als aber der österreichische Thronfolger sich entfernt hatte, sagte Mancini zu den übrigen Zuhörern, er habe dem Erzherzoge nicht mitteilen wollen, daß mit dem Jahre 1913 auch das Unheil beginne. Ein dritter Hauptpunkt des Weltkrieges, das Bündnis zwischen Frankreich und Rußland, kann sich recht alter Voraussetzungen rühmen. Bereits im 18. Jahrhundert finden sich Hinweise darauf, die übrigens nicht von Wahriagern, sondern zum Teil von bedeutenden Persönlichkeiten stammen. Der Herzog von Saint-Simon schreibt beispielsweise in seinen Memoiren gelegentlich des Besuches Peters des Großen in Paris folgende Worte nieder: „Der Zar hat eine außerordentliche Leidenschaft, sich mit Frankreich zu vereinen. Für unsern Handel und unser Ansehen im Norden, in Deutschland und in ganz Europa gäbe es nichts Besseres.“ Etwas später — am 1. August 1778 — findet sich im Journal encyclopédique Folgendes: „Rußland, das vor 80 Jahren noch unbekannt war, ist in diesem kurzen Zeitraume zu einer Macht geworden, die in Europa und selbst in Asien die Vorherrschaft hat. Rußland muß sich an das Ausland wenden, um seinen Untertanen die Grundlagen des Handels am Schwarzen Meer zu verschaffen. Aber an welches Volk wird es sich vorzugsweise wenden? Peter I. kannte kein europäisches Land, mit dem eine Verbindung ihm vorteilhafter sein könnte, als Frankreich.“ Wieder einige Jahre später, 1790 liest man im zweiten Bande der „Bouffole nationale“: Die Russen lieben nur sich selbst; sie können weder die Deutschen, noch die Holländer, noch die Engländer leiden. Nur die Franzosen gefallen ihnen, und wenn jemals Rußland und Frankreich ihre gegenseitigen Interessen gut verstehen, so wird dieses Bündnis zu einer allgemeinen Umwälzung führen, die das gegenseitige Glück dieser beiden Völker bedingt.“ Der napoleonische Feldzug gegen Rußland bedeutete nur eine Unterbrechung dieses Bündnisgedankens. Im Jahre 1840 schreibt Balzac in der „Revue parisienne“ am 25. September: „Bei sich ist Rußland fast unbefleglich; außerhalb seines Landes würde es überall geschlagen werden. Weder die Mitte noch der Süden Europas lassen sich unterwerfen. Eine Gefahr für die Welt bildete ein Bund zwischen Rußland und Frankreich. Die englische Allianz war ein Mittel; die russische Allianz ist ein Ziel. Außer dem Bündnis Frankreichs mit Rußland gibt nichts Frankreich eine Politik.“

Büchertisch.

— „Der Landsturm“ betitelt sich ein hier in der Buchdruckerei Nitschkowski erschienenes Heftchen, das ca. 50 in Volksmelodien gehaltene Lieder enthält, die besonders für unsere Soldaten geeignet sind. Auch bei feilischen Gelegenheiten, auf Wanderfahrten usw. wird das Liederbuch, das von einem Landsturmmann sorgfältig für das Landsturmbataillon Oriesen zusammengestellt wurde, willkommen sein.

Logogriff.

Nimm ein Getreide zur Hand, sein „a“ muß in „o“ du verwandeln;
Steh, nun wird es ein Feld, der für die Freiheit einst starb.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Längsgriffels in voriger Nummer:
Asche — Land — Bad — Eichel — Ruder — Topf — Lachs —
Ohr — Regen — Trunk — Zahn — Arm — Nest — Gabel;
Albert Vorsing.